

Hans Magnus  
Enzensberger  
Der fliegende  
Robert

Gedichte  
Szenen  
Essays

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 1962

»Es handelt sich um eine Zusammenstellung von Meinungsäußerungen in Prosa, in lyrischer Form und als Szene, in sieben Kästchen, für sieben Daseins- und Denkbereiche: ein Enzensberger-Lesebuch der Essenzen, mit Exempeln zum Quer- und Widerdenken ...«

*Christian Faber, Die Welt*

Hans Magnus Enzensberger  
Der Fliegende Robert

Gedichte

Szenen

Essays

Suhrkamp



2. Auflage 2023

Erste Auflage 1992

suhrkamp taschenbuch 1962

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch  
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining  
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen  
von heißmann, heilmann, hamburg

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt  
Printed in Germany

ISBN 978-3-518-38462-6

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

# Der Fliegende Robert



# Inhalt

## *I. Landessprache*

Früher (1977) . . . . .	11
Nürnberg 1938. Ein Klassenbild (1972) . . . . .	13
Landessprache (1959) . . . . .	29
Über die Schwierigkeit, ein Inländer zu sein (1964)	35
Vorschlag zur Strafrechtsreform (1967) . . . . .	43
Der Bundesgeschäftsführer (1983) . . . . .	46
Armes reiches Deutschland! Vorstudien zu einem Sittenbild (1982) . . . . .	50
Innere Sicherheit (1977) . . . . .	68

## *II. Gemeinschaftskunde*

Flechtenkunde (1963) . . . . .	73
Lied von denen auf die alles zutrifft und die alles schon wissen (1967) . . . . .	77
Niccolò Machiavelli (1469-1527) (1969) . . . . .	79
Die Bakunin-Kassette. Eine Fälschung (1977) . . .	83
Gemeinschaftskunde (1978) . . . . .	113

## *III. Böhmen am Meer*

Brüssel oder Europa – eins von beiden (1989) . . . .	117
Böhmen am Meer. Ein Hörspiel aus dem Jahr 2006 (1987) . . . . .	126

## *IV. Die Macht der Gewohnheit*

Das Einverständnis (1978) . . . . .	173
Zur Verteidigung der Normalität (1982) . . . . .	174
Middle Class Blues (1962) . . . . .	193
Der Angestellte (1980) . . . . .	195
Lob des Analphabetentums (1985) . . . . .	197
Die Macht der Gewohnheit (1970) . . . . .	209

## *U. Das Falsche*

Nicht Zutreffendes streichen (1970) . . . . .	213
Der Tote Mann und der Philosoph. Szenen nach dem Chinesischen des Lu Xun (1978) . . . . .	214
Fachschaft Philosophie (1977) . . . . .	237
Das Ende der Konsequenz (1981) . . . . .	238
Das Falsche (1977) . . . . .	262

## *UI. Restlicht*

Die Frösche von Bikini (1979) . . . . .	267
Weiterung (1963) . . . . .	280
Zwei Randbemerkungen zum Weltuntergang (1978) . . . . .	281
Die Furie (1979) . . . . .	294
Restlicht (1983) . . . . .	295
Der Aufschub (1973) . . . . .	296
Vermutungen über die Turbulenz (1989) . . . . .	297

## *UII. Der Fliegende Robert*

Finnischer Tango (1965) . . . . .	309
Das flämische Fenster. Ein Vexierbild (1987) . . .	310
Abendmahl. Venezianisch, 16. Jahrhundert (1971)	318
Weitere Gründe dafür, daß die Dichter lügen (1976) . . . . .	321
Sommergedicht (1966) . . . . .	322
Leuchtfeuer (1963) . . . . .	335
Der Fliegende Robert (1980) . . . . .	337

Anmerkungen zu einzelnen Texten . . . . .	341
Quellen- und Copyrightangaben . . . . .	343
Vita . . . . .	346

# I Landessprache



# Früher

*Jür Günter*

Ach ja, der Geist! Früher war immer  
von ihm die Rede. Ich frage mich,  
wo er geblieben ist, der Geist.  
Auch die Kleinbahn  
bimmelt schon lange nicht mehr.  
Der arme Mann ist fort,  
dem die Mutter Kleingeld gab,  
eingewickelt in ein Stück Zeitung,  
und einen Teller Suppe.  
Der Volksempfänger ist fort,  
die Hosenklammer. Wie leicht  
man das alles verschmerzen kann!  
So leicht wie das Wort *verschmerzen*.

In der Zeit des Faschismus  
wußte ich nicht, daß ich  
in der Zeit des Faschismus lebte.  
Es wimmelte von Klavierlehrern.  
Wo sind sie geblieben?  
Dreipfennigstücke liefen um  
und verschwanden. Verlegen  
verbarg sich das Wort *Nostalgie*  
im Lexikon: »Mitterwurzer bis Ohmgeld«.  
Es wurde Fraktur geredet.  
Dienstboten gingen ein  
durch die Dienstboteneingänge.

Zahllose Arier waren vorhanden,  
die um die Ecke bogen  
wie Droschken. Sie dachten wohl,  
sie würden gebraucht.

Ganz ohne Plastiktüten  
überquerten ältere Leute  
quälend langsam die nassen  
gähnenden Adolf-Hitler-Plätze.  
Mädchen kamen auf Schritt und Tritt,  
die Strapse hatten,  
Strapse und Leibchen.  
Unanständige Wörter gab es.  
Tonfilme tönten.

Das alles ist immer kleiner  
und kleiner geworden,  
unmerklich wie die Kernseife,  
oder schmerzlos und über Nacht,  
wie ein Milchzahn, verschwunden.  
Zum Beispiel das Deutsche Reich.  
Die Vergangenheit, drückend  
und öde, ist unvorstellbar  
leicht entbehrlich. Heute noch  
weiß ich nicht genau,  
was das ist: Nostalgie.

Eine Alterserscheinung vielleicht,  
oder etwas Ansteckendes.  
Filzläuse, Filzläuse,  
wo seid ihr geblieben?  
Packt doch die alten Fotos ein.  
Ich verlasse mich lieber  
auf die Vergänglichkeit.  
Sie läßt keine Rührung  
aufkommen, ist beharrlich  
und macht vor nichts halt.

## Nürnberg 1938. Ein Klassenbild

Ich nehme die Lupe und betrachte Nürnberg. Nürnberg ist klein. Es hat das Format einer Postkarte und die Sepiafarbe der Vergangenheit. Unter der Lupe sehe ich eine Fassade aus hohen Sandsteinquadern, in der Mitte ein Portal, zwischen mageren Pilastern eine Doppeltür, in den Füllungen der beiden Flügel Fenster aus trübem Graupelglas. Nicht zu sehen hinter den Blendsteinen der Fassade ist der kärglich kalkulierte Backstein, nicht zu schmecken durch das Sagomuster der Fensterscheiben der Geruch von Bohnerwachs und Urin. Dafür steht gestochen scharf rechts neben dem Portal die weiße Nummer sieben auf milchblauem Grund zu lesen. Nur das Emailschild in Schwabacher Schrift hängt jenseits des Bildrandes, aber die Erinnerung sagt mir ein, was darauf steht, das Wort Laufer-tormauer. Unter die Hausnummer hat jemand mit Kreide geschrieben: Um ein Uhr alle hier sein! In der Ecke aber, kniehoch über dem Gehsteig, ebenfalls mit Kreide hingekrakelt, finde ich unter der Lupe ein wackliges, verkehrt herum zeigendes Hakenkreuz.

Vor dem Portal sind einundvierzig Personen versammelt. Ihre Anordnung verrät die sichere Hand eines unsäglich schlechten Künstlers. Er hat sie aufgebaut wie der Architekt seine falschen Quadern. Starr und dürftig müssen seine Opfer ein fernes Vorbild nachahmen, die Pyramide. Vor dem Eingang ist eine Treppe zu erraten, die jedoch von den einundvierzig Statisten vollkommen verdeckt wird. Eine Freitreppe hätte es werden sollen, doch der Baumeister mußte mit dem Pfennig fuchsen. Darunter leidet auch die Pyramide des Fotografen. Ihre Spitze ist verkümmert, und an den Seiten quillt sie auseinander. Irgendein Zwang, dessen Mechanismus nicht mit abgebildet ist, hindert sie. aus-

einander- und die Treppe hinunterzupurzeln. So hölzern steht kein Mensch freiwillig da.

Im Vergleich zu dem hohen schäbigen Portal wirken die Abgebildeten, bis auf eine Ausnahme, sehr klein. Sie messen kaum mehr als vier Fuß. Die vorderste Reihe sitzt mit angezogenen Knien und verschränkten Waden auf der kalten untersten Stufe der Treppe, die aus Granit besteht. Die hinteren Reihen stehen steif, mit angepreßten Armen nebeneinander da. Sie blicken allesamt ernst und ohne Hoffnung geradeaus in eine Kamera, über deren Gehäuse ein schwarzes Tuch zu vermuten ist. Es handelt sich um eine Aufnahme aus dem Jahr 1938.

Ich suche mit der Lupe in den Gesichtern von vierzig neunjährigen Jungen aus dem Jahr 1938 zu lesen. Sie scheinen mir je länger um so undurchdringlicher. Nach einer Stunde verschwimmen mir ihre Mienen, die Nummern und die Namen vor den Augen. Ich kenne diese Kinder, ich kenne sie nicht. Ein ziehendes Gefühl an den Schläfen, ein langsamer Schmerz in der Magen-grube, ein Brechreiz, gemischt aus Müdigkeit und Erregung. Diese Stadtbesichtigung führt nirgendwohin. Es ist besser, die Augen zu schließen.

Ich schließe die Augen und sehe sofort den dicken Hübsch. Ich sehe die abstehenden Ohren des dicken Hübsch, seine allzu feisten Wangen, das Grübchen am Kinn, die vollen, melancholischen Lippen. Hübsch schläft halb, ich sehe es seinen Lidern an. Er frißt aus Unglück. In der Turnstunde hängt er am Reck und öffnet den Mund wie ein Karpfen. Die Klasse lacht sich schiefe. Hübsch muß aufs Klo. Dort wickelt er ein weißes, zähes Konfekt, das Nappo heißt, aus dem goldenen Stanniol. Am andern Tag kommt er mit Knickerbocker-Hosen. Jetzt braucht er seine weißen, weichen Schenkel nicht mehr zu sehen, wenn er sich in die Schulbank

preßt. Seine Eltern haben es eben. Eine nagelneue Knickerbocker-Hose, Pfeffer und Salz. Dann, eines Tages, verschwindet Hübsch, fehlt einfach, unentschuldigt, und an dem Haus in der Theodorstraße, wo er gewohnt hat, erscheint ein paar Tage darauf, im ersten Stock, ein Transparent in Fraktur, darauf steht *NS-Müttergenesungswerk*. Was ist denn das schon wieder, ein Genesungswerk, darüber könnte man lange nachgrübeln. Hübsch jedenfalls ist weg, vermißt wird er sowieso nicht sonderlich. Sein Vater war Prokurist, auch was ein Prokurist ist, weiß niemand genau, doch es hat etwas mit dem Ausland zu tun; so kommt Hübsch nach Amsterdam. Immer noch dick, schaut er 1940 aus dem Fenster in die Prinsengracht hinunter, wo die Feldpolizei vorbeigeht, mit großen Blechschildern auf der Brust. Hübsch schreibt kein Tagebuch, aus dem Dachspeicher in der Prinsengracht wird nie und nimmer ein Kurt-Egon-Hübsch-Museum werden. Das letzte Foto zeigt ihn auch gar nicht dick, sondern ausge mergelt. Er sieht wie ein Dreißigjähriger aus, ach was, das kann doch nicht Hübsch sein, wo denkt ihr denn hin. Jedenfalls, Hübsch ist weg, er soll schon drei Wochen nach dem Transport gestorben sein.

Dagegen der flotte Wanner, ganz oben auf der Treppe, eine fabelhafte Jacke hat er wieder an, und die linke Hand steckt er einfach in die Tasche, allerhand. Blond und rotgesichtig, dem kann keiner so leicht. Eigentlich sieht er ja etwas dümmlich aus, auch so verkniffen an den Mundwinkeln, aber das fällt doch nicht auf. Der Wiederaufbau steht ihm schon 1938, wo noch keiner sich eine Ruine vorstellen kann, ins matte Strebergesicht geschrieben. Nach Kriegserlebnissen darf man Richard Wanner gar nicht fragen. Den Krieg hat er einfach ignoriert. Dann hat er die Grundstücke am Ring geerbt, gleich nach der Währungsreform. Also die Grundstücke werden erst arrondiert, dann getauscht

gegen ein Paket Versicherungsaktien. Wanner vermittelt dies und jenes, auch Immobilien. Jetzt wohnt er im Taunus, hat in der Frankfurter City an der Tür ein Schild *Wanner Investments Inc.* und in Graubünden ein Chalet. Sonst ist er einfach nicht bemerkenswert, kann auch nicht weiter klagen. Nur beim Facharzt für Innere Krankheiten versucht er es. Dabei wird er einem fast sympathisch, denn der Professor, obwohl er absolute einsame Spitze ist und in Basel wirkt, kann nicht finden, was Wanner von innen her auffrißt. Übrigens läßt sich Wanner nichts anmerken, das ist auch besser so; Fitsein ist in seiner Branche eine Frage des Kredits.

Warum ist aber der Albert so klein, er ist ja noch viel kleiner als die andern. Oder sein Kopf ist zu groß. Jedenfalls, das sieht ungeheuer komisch aus, wie bei einem Liliputaner. Sein Vater ist doch gar nicht so, im Gegenteil, wenn der hereinkommt ins *Schiefe Eck*, dann kracht es, dann wird angezapft. Der Wirt sagt schon gar nichts, wenn der mit seinen Freunden, bevor sie nach Haus gehen, an die Gassenschänke pißt, denn Albert Mählers Vater ist etwas bei der SA. Er hat auch wieder Arbeit, im Kabelwerk. Die Kabelrollen sind schwer, aber Alberts Vater wird damit fertig, leicht sogar, mit einer Hand. Warum ist aber dann der Albert so klein, warum zieht er den Kopf so ein, und immer hat er dieselbe grüne Strickweste an? Vielleicht weil Alberts Mutter putzt. Im Herbst kommt es dann endlich heraus. Albert hat die Schwindsucht. Das geht nicht, er steckt am Ende noch die andern Kinder an, er muß verschickt werden. Im Krieg bekommt Albert immer eine Sonderzuteilung. Heute bringt er immerhin achtzehnhundert netto nach Hause, als Feinmechaniker. Er hat drei Kinder und spart auf ein Häuschen, Donnerwetter. Allerdings ist er einsilbig geworden. Damals nach der Betriebsfeier, bei der er die Prämie

bekommen hat, unter Ausschluß des Rechtsweges und Abgeltung aller Patentansprüche gegen die Firma, er hatte etwas erfunden, damals soll er zu einem Reporter, der ihn fragte, ob er stolz sei, gesagt haben: Das hat alles keinen Zweck.

Dinkelmayer ist einfach dumm. Das sieht jeder. Er ist rothaarig, seine Bindehaut ist immer entzündet, Sommersprossen hat er auch. Außerdem ist er Sudetendeutscher, wie soll der mitkommen. Heute noch verwechselt er Heller mit Pfennig und Kronen mit Mark. Natürlich fällt er dauernd durch. Der Lehrer mag ihn, Dinkelmayer gibt sich auch Mühe, nur er versteht eben nichts. Sein Vater ist Hausierer, Dinkelmayer sagt immer: Generalvertreter. Er verkauft Schachuhren und Zahnersatz. Einmal bringt Dinkelmayer ein Etui mit aus rotem Samt, voller gelber Zähne, das ist ein Jubel, und dann fängt er an zu heulen, weil Geirich ihm das Ding wegnimmt und mit den Zähnen auf dem Schulhof schussert. Nach dem Krieg wird Dinkelmayer von seinem Vater rausgeschmissen, weil er immer im falschen Moment ins Schlafzimmer kommt, Dinkelmayers Vater hat nämlich Weibergeschichten, von Schachuhren kann schließlich kein Mensch leben. Dann sortiert Dinkelmayer im Bahnpostamt Pakete. Er klaut nur ganz selten, höchstens im Dezember, wenn es mit dem Stoßbetrieb angeht. Dinkelmayer heiratet, aber seine Frau schmeißt ihn raus; er zahlt Alimente. Also von Dinkelmayer steht im Grunde nur fest, was von Anfang an feststand, Dinkelmayer ist dumm, er wird rausgeschmissen, also muß er Pakete sortieren bis er schwarz wird.

Jetzt aber Erwin Geirich. Er sitzt ganz breit in der Mitte vorn, ungerührt, und leckt sich die Lippen. Geirich ist stark. Er verhaut jeden, der bezweifelt, daß Geirich stark ist. Niemand kann Geirich leiden. Seine Augen liegen weit auseinander. Sein Kopf ist breiter als hoch. Auch ist Erwin der Beste am Pferd, bei der

doppelten Flanke. Sein Trachtenjanker strotzt vor Eichenlaub. Unter der Bank zeichnet er kleine Männchen mit Feuerwehrschräuchen zwischen den Beinen, die sich über dicke Frauen beugen, man weiß nicht warum, aber es spritzt. Erwin wird evakuiert. Sein Vater, der Radio-Geirich, treibt noch 1944 neue Fensterläden und einen Topf Ölfarbe auf, und weil damals kein Maler mehr zu kriegen war, streicht er selber seine Fensterläden rot und weiß. In die Mitte kommt ein Wappen. Über die Zinnen schreibt er *Radio-Geirich* mit Ölfarbe. Später wirft ihm ein Tiefflieger eine Bombe ins Haus. Aber er hat rechtzeitig seinen Röhrenvorrat ausgelagert in einen kalten Backofen bei Kraftshof, so daß Erwin nach dem Krieg gleich ein paar Leute von früher anstellen kann. Die verstehen sich auf Volksempfänger und reparieren sie gegen Butter für Geirich. Wo wäre die deutsche Unterhaltungselektronik heute ohne Männer wie Erwin?

Schön war er nicht, das hat auch niemand behauptet. Schön war Albrecht, der schöne Albrecht Heel. Ein zarter Teint, ein Erdbeermund, eine würdevolle Haltung, schon in der dritten Klasse, das sieht man selten. Albrecht in scharfgebügelten Hosen, langen Hosen mit phantastischen Aufschlägen, eine diskrete Krawatte um den Hals. Albrechts Federkästen, eingelegte Arbeit, Zedernholz, Geheimfach, unvergleichlich. Niemand wollte etwas von Albrecht Heel, er wurde nicht einmal verhauen. Kein Wunder, daß er hochmütig wurde. Auch besaß sein Vater eine Kommanditgesellschaft in der Lindenaststraße. Aus diesem Grunde schrieb ihm der Arzt ein Attest, und er bräuchte sich die Turnhalle nicht von innen anzusehen. Daß der schöne Albrecht die hundsgemeinen Zeiten überlebt hat, die da zu überbrücken waren, ist eigentlich undenkbar. Diese Geländespiele, diese Brotmarken, die kaputten Heizungen und das Heißgetränk – ekelhaft. Wenn er wider Er-

warten noch am Leben ist, sitzt er jetzt hinter den ledergepolsterten Doppeltüren einer Etage im vierzehnten Stock, wo die Fenster nicht mehr aufgehen, vor einem leeren Schreibtisch und malt auf das Löschblatt fein schraffierte gefiederte Drachen. Bei Sitzungen läßt er sich vertreten, denn er muß sich vor Infektionen hüten. Eine Mykose oder ein Ekzem, wie leicht zieht man sich so etwas zu. Quaddeln, Gürtelrose, daran, gesetzt er wäre noch am Leben, denkt Albrecht Heel, vor Widerwillen zuckend, bevor er einschläft.

Gleich sind wir fertig, nur noch schnell Rühmelein und Bubmann, denn ohne Bubmann und Rühmelein geht es nicht. Rühmeleins Hosenträger gibt es in keinem Kurzwarenladen. Rühmeleins ältere Schwester, die nicht nähen kann, hat sie aus einer alten Woldecke genäht. Das sitzt natürlich vorne und hinten nicht, das fusselt überall und reißt wie Klopapier. Wer gibt heute Rühmelein seinen Apfel, sein Pausenbrot ab? Wo bleibt denn das Winterhilfswerk? Wozu haben wir die NSV? Das schieben sich alles die Kreisleiter in die eigene Tasche, was da zusammenkommt, überall Perserteppiche, sogar in der Garage. Rühmelein sieht wie ein Schlafwandler aus, seine Augen sind oft so komisch. Sogar bei den Schlägereien hat er einen abwesenden Ausdruck im Gesicht. Im Grunde ist er gutmütig, aber es ist eine düstere Gutmütigkeit. Vor dem Nachsitzen hat er keine Angst. Vorlesen will er nicht, er stockt, blickt düster den Lehrer an. Seine Sütterlin-Buchstaben sind so rund wie Nudeln. Ausgelacht wird Rühmelein nicht, im Gegenteil. Wer sich gut mit ihm stellt, den nimmt er mit auf die Hintere Insel Schütt. Dort weiß Rühmelein Bescheid. Dort kennt er jeden Steg, jede Mühle, die Badestuben, die verschwitzten Schneidereien, die Absteigen und die Oblatenbäcker, wo man sich für fünf Pfennig eine riesige Tüte Bruch holen kann. Himbeer ist lila, Zitrone ist weiß und Pfefferminz grün. Rühme-